

(Nachdruck verboten.)

Der Schiffsjunge.

6) Eine Seegeschichte von Peter Egge.
Einzig autorisirte Uebersetzung von E. Brausewetter.
VI.

Ein paar Wochen waren vergangen. „Merry Schnor“ lief vor gleichmäßigem, schwachem Ostwinde. Der Kapitän, ein langer, hagerer Mann von einigen 30 Jahren, ging oben luwärtwärts des Mittelschiffs auf und ab, ein wenig ärgerlich darüber, wie lange sich die Fahrt hinzuziehen begann. Ein Monat war bald vergangen, und noch nicht die Hälfte des Weges!

Die Mannschaft war bei bestem Humor.

„Laßt uns hier nur noch einen Monat in der Wärme liegen, Jungen, dann geht es nach New-York, und dort feiern wir Weihnachten,“ sagte Jolum eines Tages während der Mittagsruhe. Das Wetter war schön und warm. Alle Fenster und Thüren standen offen.

„Ach, Teufel, bleiben wir hier lieber bis zum Februar liegen, dann ist der Winter in New-York vorbei. Wir verdienen unser Geld so am bequemsten,“ meinte der Steward. Er hatte sich in die Kajüte gesetzt und rauchte sein Pfeifchen nach dem Essen.

„Bist Du verrückt, Steward,“ rief Jolum, „und die Briefe von unseren Mädeln, die in New-York auf dem Konsulat liegen! Mein Möbel schrieb bereits in der Woche, als ich von Hause abreiste. Darauf möcht' ich schwören.“

„Der Rheber will auch Geld verdienen, und er verdient nichts, wenn wir hier liegen bleiben,“ schob Michel ein.

„O, der hat Monney genug,“ meinte Tom, der sich besser auf die Geschäfte der Rheberei verstand, als die anderen.

„Der hat Monney, wie Gras auf der Wiese. Der führt seine eigene Schute und hat noch theil an einer anderen.“

Wenn saß in Gedanken vertieft. Wenn New-York seine Vaterstadt gewesen wäre, wo alle Lieben und Bekannten seit Jahren auf ihn gewartet hätten, er hätte sich nicht stärker danach sehnen können, als er es nun that. Es war, als sollte er dort jemand treffen, an einem bestimmten Tage, der erst anbrach, wenn er hinkam. Sonst konnte er ihn verfehlen. Aber diese Sehnsucht erfüllte ihn nicht allein. Seit zwei Wochen hatte er mit Frau Merry Olsen nicht gesprochen. Seit zwei Wochen hatte er sich nur hier und da mit einem Schimmer von ihr begnügen müssen. Er fuhr zusammen, als Jolum sagte:

„Na, nun will ich achter ziehen, in Deine Rambüse, Steward. Da hat man die Schifferfrau bei Hand...“

„So 'n Faulthier!“ sagte der Steward verächtlich; „was da schon zu sehen ist, wenn einer selbst ein braves Weib hat, wie ich...“

„Aber wenn einer kein Weib hat?“ wandte Jolum ein.

„Sie schlängelt sich im Gehen wie ein Wurm.“

„Aber, hol mich der Teufel, sie ist hübsch,“ meinte Jolum wieder ein wenig leiser, als vorher.

„Ja, hübsch ist sie,“ wiederholten mehrere in stiller Begeisterung.

„Besonders in der Nachtjacke.“

„In der läuft sie ja bis weit in den Vormittag hinein herum,“ fuhr der Steward fort. „Nein, da war doch die Frau vom vorigen Schiffer, mit dem ich fuhr, ein ganz anderes Weibsbild!“

„Das war aber kein so feines Weibsbild, wie die, die wir an Bord haben.“

„Bah!“ meinte der Steward.

„Bah?“ wiederholte Jolum ärgerlich. „Glaubst Du vielleicht, ich kenne nicht Schiffer Jensen's Frau aus Lyvholm? Die ist ja so mager und dünn, wie 'ne Flaggenstange. Aber unsere Schifferfrau! Hol' mich der Teufel! So eine Takelage und die blanken Laternen! Wenn Du sie nur ansiehst, so fühlst Du es gleich über den ganzen Körper.“

„Das sag ich auch,“ murmelten ein paar andere.

„Na, ich bin in Santos und Kap Lannio und auf Sizilien gewesen und, weiß der Teufel, wo noch überall, aber was Feineres, wie sie, hab' ich noch nicht gesehen.“ Jolum sprach, als wäre er fürchterlich zornig.

„Na, Dich sollte Deine Anna gehört haben!“ rief der Steward und lachte laut auf. Die anderen stimmten mit ein. Es schlug 2 Uhr.

Die Pfeifen wurden bei Seite gelegt, und die Leute gingen einer nach dem andern zur Thür hinaus.

Wenn bekam Befehl, das Messing in der Kajüte zu putzen. Er holte Del, den Fußlappen und den Fußfein aus dem „Malkasten“ und begab sich, ein wenig gespannt, zur Kajüte. Im Mittelschiff sah er den Kapitän in der Hängematte unter dem Sonnensegel liegen und schnarchen: Die Frau war vielleicht allein hinten!

Er ging durch die Messe*) in den Salon hinein. Sie war nicht da, und er blieb stehen und sah sich um. Sein Herz klopfte fast hörbar, und sein ganzer Körper war wie gespannt, als erwartete er, daß plötzlich jemand kommen würde.

Das Licht fiel in Strömen durch das große Oberlichtfenster herein. Kleine, feine Pflanzen standen in weißen Töpfen dort oben und streckten ihre Blätter in den Lichtstrom empor. Ein Kanarienvogel hüpfte im Bauer hin und her und sang. Das Licht spielte auf den Tasten des Pianos und auf den untersten Goldverzierungen der weißgemalten Wände. Der ganze Boden war von einem einzigen großen, rothen Brüsseler-Teppich bedeckt. Auch die Möbel hatten rothe Bezüge.

Er näherte sich still und vorsichtig der Stagère unter dem Spiegel, um ein Bild der Frau als junges Mädchen, als Merry Schnor, zu betrachten. Das Gesicht war kindlicher, als jetzt, und etwas schmaler, aber die Augen schienen ihm noch dieselben zu sein, und er griff danach, entdeckte dann aber, daß es in der Stagère feststand: natürlich. — Dann legte er sich auf die Knie und putzte eine der messingbeschlagenen Thürschwelle. Die Arbeit ging nur mechanisch, mit langen Pausen vor sich, und er sah sich dabei wieder um.

Es kam ihm vor, als wäre es lange her, seit er einen so gemüthlichen Raum, ein Familienzimmer gesehen hatte. Ihm wurde ein wenig wehmüthig zu Muth, und er empfand eine unklare Sehnsucht nach hellen Zimmern und Menschen, mit denen er froh und vertraut plaudern konnte.

Er starrte wieder das Bild auf der Stagère an. Als er mit der Arbeit an der Thürschwelle fortfuhr, geschah es nicht ohne Bitterkeit, nicht ohne eine Art Unzufriedenheit mit sich selbst. Das Bild und die seine Umgebung ließen ihn seine geringe Arbeit als eine Demüthigung empfinden.

Er erblickte ein paar kleine Damenschuhe, die aus einer Ecke hervorguckten. Er hob sie auf, betastete sie von außen und innen, lange, als könnte er sie nicht wieder fortstellen. Da fiel eine Thräne auf das blanke Oberleder. Er strich sie sehr sorgfältig mit dem Blusenärmel fort und setzte sie schnell auf ihren Platz, als hätte er etwas Böses gethan. Dann machte er sich wieder eifrig über die Thürschwelle her, und bald glänzte sie rein und klar.

Dann stand er auf und begann umherzugehen. Er betrachtete und besühlte die Gegenstände, strich an ihnen entlang und setzte sich auf einen Stuhl.

Diese Berührung war ihm ein eigenthümlicher Genuß. Er hatte das unklare Gefühl, daß er ihr nahe wäre, daß er an ihr vorbeistrich. Er öffnete langsam und so leise wie möglich eine Thüre. Das war gewiß ihr Schlafzimmer! Aber er entdeckte sogleich, daß es das des Kapitäns sein mußte. Aus den Reden der Matrosen wußte er, daß das Ehepaar kein gemeinsames Schlafzimmer hatte. Dann schlich er sich vorsichtig, wie ein aufgeförter Dieb, über den Boden hin zu einer zweiten kleinen Thür und öffnete sie mit großer Vorsicht. Sobald sein Blick den kleinen Raum drinnen übersehen hatte, wußte er, daß es ihre Kabine war. Sie wurde fast ganz von einem Bett ausgefüllt. Die Bettdecke lag schief darauf, und einige Pappschachteln, Zeitungen und ein Buch waren darauf verstreut. Der Junge gassie eifrig umher und spürte einen Schlafzimerduft. Er erinnerte sich plötzlich, daß das Buch auf der Bettdecke dasselbe war, in dem sie auf Deck gelesen hatte, und er bekam große Lust, das Titelblatt anzusehen. Er hatte Bedenken, die Thürschwelle zu überschreiten. Aber er that es schließlich doch.

*) Der Speiseraum in der Passagier- oder Kapitänskajüte.

„Die Rache des Schemanns oder das gestohlene Glück.“ Kein Autorname.

Puh! Das war alles! Daß sie solche Bücher las, sie, die . . . Er schloß die Thür weniger vorsichtig, als er sie geöffnet hatte, und beschäftigte sich wieder eifrig mit seiner Thürschwelle. Er war ärgerlich darüber, daß er in das Buch hineingesehen hatte, er fühlte sich enttäuscht, fast gedemüthigt.

Ein Weilschen später hörte er, wie die hinterste Thür geöffnet wurde. Der knarrende Laut des Steuerrades und das Rascheln eines Kleides drangen bis zu ihm hin. Dann wurde die Thür wieder zugeschlagen, und sie stand auf dem Teppich vor ihm. Er erhob sich aus seiner knieenden Stellung und verneigte sich in dem sicheren Gefühl, daß jetzt kein Matrose über seinen Gruß lachen konnte.

„Guten Morgen!“ sagte sie und öffnete die Thür zu ihrem Schlafzimmer, nahm das Buch und setzte sich auf das Sopha in die Ecke, die ihm zunächst war. Er war wieder niedergedrückt und rieb aus Leibeskräften.

„Haben Sie schon früher Messing gepußt?“

„Ja, Frau Kapitän, einmal, aber im Mittelschiff.“

„Es war gewiß der Jungmann, der das letzte Mal hier pußte?“

„Ja, Frau Kapitän.“

„Wie gefällt Ihnen denn die Arbeit?“

„Sie ist ja ziemlich leicht.“

„Aber langweilig? Was?“

„O nein.“

„Es kommt Ihnen wohl etwas ungewohnt vor?“

„Ja — darum bin ich auch so ungeschickt,“ erwiderte er und versuchte leicht und lebhaft zu plaudern.

„Sind sie das?“ Sie lachte. Das eine Bein lag über das andere gelegt und wippte auf und ab. Bisweilen wippte es so hoch empor, daß der rothe Pantoffel seinem Gesicht ganz nahe kam.

„Die Leute sagen es, wie ich höre.“

„Das müssen Sie sich nicht zu Herzen nehmen,“ und sie lächelte, als begriffe sie seine Stellung in der Noth und amüßte sich darüber. „Sie haben früher ja studirt, wie Sie meinem Manne erzählt haben?“

„Ja.“

„Warum wollen Sie denn lieber Seemann werden?“

„Das ist nicht so ganz leicht zu erzählen, Frau Kapitän.“

„Sie meinen, das geht mich nichts an?“

„O nein, das nicht — das meine ich nicht.“

„O doch, nichts Anderes,“ sagte sie bestimmt, als hätte sie plötzlich eine Entdeckung gemacht. Er stand auf und rieb auf die Thürlinke los.

Der Pantoffel fiel von dem wippenden Fuß der Frau auf den Boden. Er beugte sich schnell danach und reichte ihr mit der linken Hand, die einigermaßen rein war von Puzstein und Del.

„Segen Sie ihn an seine Stelle,“ lachte sie.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Frühjahrs-toiletten der Thierwelt.

Wenn die Sonne höher steigt, die Winde lauer wehen und Wald und Flur sich mit frischem Grün bedecken, dann legen nicht nur die Menschen, sondern auch zahlreiche Vertreter der Thierwelt Frühjahrs-toiletten an. Während aber unter den Menschen überwiegend das schwache Geschlecht den Toilettenkünsten huldigt, ist es in der Thierwelt vornehmlich das starke Geschlecht, welches in den Frühjahrs-toiletten hervorsticht, um darin zu gefallen und zu erobern.

Selbst in der Reihe der Salamander und Molche empfinden die Männchen einiger Arten das Bedürfnis, sich der Saison gemäß zu kleiden. Der männliche gemeine Wassersalamander ist im Winter auf dem Rücken braungrau gefärbt, während die Unterseite gelblich ist. Kommt aber der Frühling in das Land, dann vollzieht sich an ihm eine Wandlung. Längs des Rückens erscheint ein hoher, vielfach gezahnter Kamm, der am Rande röhlich oder violett gestupst ist, und das Gelb der Unterseite geht in ein saftiges, helles Orange über. Noch prächtiger ist die Frühjahrs-toilette des Bergmolches. Sein Rücken färbt sich blau, ein gelber, von schwarzen Flecken unterbrochener Kamm bildet sich, und die Bauchseite nimmt ein lebhaftes Gelbroth an. Ebenso befechtigen sich verschiedene Eschen im Frühling einer Verschönerung ihres Aeußern. Die Schönecke oder farbenwechselnde Galeote erhält einen rothen Rumpf und gelblichen Kopf; eine andere Galeote, deren Körper grün ist, zieht Hellroth als Kopfschmuck vor; die im mittleren und südlichen Europa heimische Smaragdebecke trägt auf ihr grasgrünes Kleid einen himmelblauen Kehlfleck auf und der Flugdrache bedeckt sich auf der Unterseite mit einem kräftigen Orange. Noch eigenartiger gestaltet sich das Frühlingkleid einer Sitanaeche.

Diese legt sich ein große Kehltasche zu, die später wieder verschwindet. Diese Kehltasche kann wie ein Fächer auseinander gefaltet werden und zeigt dann ein prachtvolles Farbenspiel in Blau, Schwarz und Roth. Das Weibchen hat nicht einmal einen Anlaß zu diesem Kollier. Auch unter den Schlangen finden sich pufschichtige Elemente; bei gewissen Vipern nimmt das blaue Zickzackband auf dem Rücken eine lebhaftere Färbung an.

Sogar auf die schuppigen Bewohner der Fluthen erstreckt sich der Drang, die Frühjahrsmode mitzumachen. Fast nicht wieder zu erkennen ist das Bitterlingsmännchen in seinem Frühjahrskostüm. Sonst ein völlig schmuckloser Fisch, erstrahlt der Bitterling in seinem Brunktleid in allen Regenbogenfarben. Der ganze Leib schillert in Blau, Grün und Rosa, die Kehle ist orangefarben, die Rücken- und Afterflossen blinken roth und gelb und werden von einem dunklen Saum eingefasst, und der Oberkiefer zeigt eine ganze Anzahl weißer Perlenförmchen. Ebenso farbenprächtigt sind die Frühjahrs-toiletten der männlichen Sticlunge und Salme. Das Auge des Sticlunge nimmt einen bläulichen grünen Schimmer an, grün ist auch der Rücken, während Hals und Bauch karminroth schillern. Bei älteren Salmännchen bilden sich auf dem bläulichen Grunde des Kopfes rothe Zickzacklinien, der Bauch färbt sich purpurroth und die Flossen erhalten zum theil einen röhlichen Schimmer. Das Aussehen der Goldgrundel im Frühjahr ist so verschieden von ihrer sonstigen Färbung, daß man vormalig beide Erscheinungsformen für zwei besondere Arten gehalten hat. Auf dem Rücken und Kopf treten zahlreiche blaue Flecke auf, die Türkisen gleichen. Die englischen Fischer nennen deshalb das im Frühlingsschmuck prangende Goldgrundelmännchen den Bräutigam, während sie das unscheinbare Weibchen als schmutzigen Drachen bezeichnen. Andere Fischmännchen legen besondere Perlengarnituren an. Die Gründlinge, Karpfen und Plöge bedecken sich mit weißen Körnchen, Knötchen und Warzen, während sich die Forellen auf Rücken und Bauch mit schwarzen Hautwucherungen überziehen. Bei den Schleien, Rothaugen, Barschen und Hechten endlich erhalten alle Farben einen kräftigen Ton und einen leuchtenden Schimmer.

Besonders reich und mannigfaltig sind die Frühjahrs-toiletten bei den Vögeln. Ein solcher Schmuck ist der metallisch glänzende Spiegel des gemeinen Entenichs. Er verliert ihn später wieder und gleicht dann während dreier Monate in seinem Gefieder dem Weibchen. Aehnlich verhält es sich mit dem Strickentenich. Für gewöhnlich ist sein Gefieder überwiegend graubraun; dagegen ist sein Brunktleid grauschillernd, Hals und Kopf sind rothbraun gefärbt und von den Augen zieht sich nach hinten ein blaugrüner Streifen. Gewisse Finken stoßen die Ränder der Federn ab, sodaß die Farben heller aufleuchten. Bei anderen Vögeln tritt eine vollständige Verfärbung ein. So werden bei dem Alpenstrandläufer, der Trauerbachstelze, der Summe und der Zwergmöve die schneeweißen Federn in ein tiefglänzendes Schwarz und Schwarzbraun umgefärbt. Zuweilen vergrößert sich der ursprüngliche Farbenschmuck nur. Das rothflügelige Blaukehlchen trägt für gewöhnlich nur ein schmales blaues Halsband, das oben und unten roth umfäumt ist. Legt es die Frühjahrs-toilette an, so verbreitert sich der obere rothe Saum bedeutend, die ganze, sonst weiße Kehle wird blau und über dem unteren rothen Saum erscheint ein breiter, schwarzer Streifen.

Daneben erhalten andere Vogelarten ganz besondere Schmuckstücke. Die Männchen verschiedener Hühnervögel, wie der Pfauen und Fasane, können wir uns nur in ihrem Höhezustande vorstellen, wenn sie den stolzen Schweif tragen. Bekanntlich verlieren sie diesen aber später wieder. Ebenso verhält es sich mit den Paradiesvögeln. Der Dominikaner - Wittenvogel ist für gewöhnlich auf dem Rücken braun gefärbt. Zieht er sein Schmuckkleid an, so färben sich die Federn auf Kopf und Rücken schwarzbraun und es wachsen lange Schwanzfedern, die doppelt so lang als der übrige Körper sind. Der Silberreiter legt sich dagegen den ihn kennzeichnenden Federbusch zu, der Haubentreibfuß umgiebt seinen Kopf ringsherum mit einer langfedrigen braunen Haube, der oben ein grauer Stütz aufsitzt und eine Kämpflänjerart schmückt Hals und Brust mit einem grauschwarzen breiten Kragen. Einige Vogelmannchen kann man wegen der Absonderlichkeiten ihres Schmucks geradezu als Modegigerl bezeichnen. So schwillt bei einem Hornraben eine scharlachfarbene blatterartige Fleischwarze am Hals an, bei einer Rallenart erscheint ein großer rother Knoten auf dem Kopf und ein Pelikan erhält einen dünnen hornigen Auffaß auf dem Schnabel, den er später abwirft wie der Fisch das Geweih. Dasselbe ist der Fall bei dem rothen Schnabelbefaß des Larventauchers. Ganz wunderbar ist die Toilette des Glockenvogels. Das graugrüne Zwischengefieder verwandelt sich in ein schneeweißes Kostüm, und auf dem Kopf richten sich mehrere glänzende schwarze, bis zu zehn Zentimeter lange federbedeckte Hörner auf, die sonst schlaff herunterhängen. Das Männchen des Prärieuhühners trägt dagegen zu beiden Seiten des Kopfes zwei große orangefarbene Säcke, die es kugelförmig aufbläst, wenn es seinen gelenden Vortruf erschallen läßt. Gleichzeitig richten sich die Halsfedern, welche die Säcke im Ruhezustande bedecken, hörnerartig empor. Alle aber übersteift der männliche Tragopansasan. Sein Stolz ist ein großer laurbelauer, von einer rothen Quirlande unterbrochener Kehlfack, den er aufbläst, während sich zu beiden Seiten des prächtigen Federschopfes je ein sattblaues Horn aufrichtet.

Auch unter den Säugethieren finden sich Modenarren, von

denen einige Robben entschieden am merkwürdigsten sind. So verlängert sich beim sogenannten See-Elefanten die Nase fast um einen Fuß, so daß sie aufgerichtet werden kann. Eine andere Robbenart, die Klappmühe, hat ihren Namen von einer Haube oder Blase des Kopfes. Diese Blase wird durch die Nasenscheidewand gestützt und ist sehr weit nach rückwärts verlängert. Will sich die männliche Klappmühe von der besten Seite zeigen, so bläst sie die Blase auf, sodas sie die Größe des Kopfes erhöht.

Und der Grund aller dieser Toilettenkunststücke? Die Liebe! Wenn ihre Regungen erwachen, dann steigert sich die Lebenskraft, und es entsteht der Thierwelt ein verführerisches Schmuckkleid. —
Theo-Seemann.

Kleines Feuilleton.

— Wenn der Frühling kommt. „Weißt Du, Mama, ich habe doch zu reizende Kostüme gesehen!“ sagt das junge Mädchen begeistert, während es sich die vom Wind hervorgezauften, krausen Haare aus dem Gesicht streicht. Ihre Gestalt ist ebenmäßig, ihr Gesicht hat glatte, weiche Linien, man kann keine Spuren einer anstrengenden Thätigkeit an ihr entdecken. Sie bringt einen starken Frühlingsduft mit in das Zimmer. Die Mama lächelt zufrieden. „So? — Nun erzähle doch mal“, sagt sie und nimmt die Häkelei wieder auf. Die Tochter setzt sich ihr gegenüber auf einen der gepolsterten Sessel mit seidnem Ueberzug und meint, während sie die hellen Lederhandschuhe aufknüpft und von den schlanken, weißen Fingern zieht: „Einzelne Kostüme waren wirklich zu himmlisch! Martha Krüger trug silbergrau mit Sackfarben; dazu krebsrothe Handschuhe, alles so glatt und einfach, so vornehm, geradezu vornehm!“ Ihr Gesicht leuchtet auf. Sie schlägt mit den Handschuhen und zieht dann Linien auf ihrem Kleide: „Sieh mal, Mama; nur hier ein Streifen lachsarbene Seide und hier eine eingesezte Borte. Und die Baronin Pfaundorf hättest Du sehen sollen! Alles, was auf der Promenade ging, blieb stehen und sah ihr nach. Lichtgrüne Seide, darüber wie hingehaucht — ach, es war zu himmlisch — Chrysantemumblättern. Alles so zart und duftig, wie der leibhaftige Frühling!“ Sie ereifert sich so sehr, daß ihr das Blut nach dem Kopse steigt. Ihre Augen glühen. „Ich kam mir so armselig vor in meinem braunen Kapes — — Weißt Du, Mama, ich muß entschieden etwas Neues haben. Dieselben Farben wie Martha Krüger würden mich am besten kleiden. Und das ist jetzt gerade das modernste.“ Die Mutter lächelt: „Selbstverständlich sollst Du etwas haben. Aber ob Dir Papa so ein theures Kostüm kaufen wird?“ „Na ja, siehst Du, nun soll ich schon wieder zurückstehen!“ antwortet das junge Mädchen mit hoher Stimme. „Ja, Kind“, sagt die Mutter begütigend, „Du wirst ja ein Kostüm bekommen. Muß es denn aber ein eben so theures sein, wie Martha Krüger's? Du bist selbst in ganz gewöhnlichen Sachen immer noch schöner als Martha Krüger.“ „Ach!“ Das Mädchen dreht sich unwillig auf seinem Sessel. „Trotzdem würden bald alle darüber reden, wenn ich nicht mal etwas wirklich gutes trage — — Kurz und gut, ich will nicht immer zurückstehen!“ „Aber Kind! Wir müssen mit Papa sprechen, vielleicht ist er spendabel.“ „Ja, ich muß ein neues Kostüm haben!“

Es klopft. In der Thür erscheint das Dienstmädchen. Es hat seine Wirthschaftsschürze abgelegt und eine kleine weiße Schürze vorgebunden. Es fragt: „Frau Doktor, darf ich jetzt zu meiner Schneiderin gehen? Ich bin fertig mit Abwaschen und Bierabziehen.“ „Ist es denn so nöthig, daß Sie gerade heute gehen?“ „Ja — Frau Doktor — wenn ich heute nicht zu Anprobe gehe, bekomme ich mein Kleid nicht mehr zum Sonntag. Und bei dem schönen Wetter möchte ich doch nicht zu Hause hocken.“ Die Frau Doktor sieht sie groß an. „Sie haben doch noch Ihr braunes Kleid.“ „Ja, aber das ist doch überall ausgerissen. Und damit muß ich mich ja schämen.“ „Na, dann gehen Sie meinetwegen.“ Das Dienstmädchen hat die Thür noch nicht ganz zugezogen, als die Tochter ganz laut sagt: „Wie die sich hat um ihr neues Kleid! Mein toll ist sie danach.“

Der Herr Doktor ist heimgekommen. Die Mama hat ihm gesagt, daß seine Tochter ein neues Kostüm haben möchte. „I, fällt mir ja gar nicht ein!“ sagt er. Die Tochter wird erregt. Sie springt von ihrem Sessel auf; in ihren Augen glänzen Thränen, fast kreischend schreit sie: „Natürlich, ich soll immer wie eine Lumpenprinzessin gehen!“ „Ja, aber Kind!“ sagt der Doktor halb ärgerlich, halb sorgenvoll; „ich kann es in diesem Monat wirklich nicht.“ Er fährt sich durch die ergrauenden Haare und geht überlegend auf und ab. „Na,“ fragt seine Tochter höhnisch, „vielleicht im nächsten Monat? — Dann brauche ich kein Kostüm mehr — dann muß ich Waschkleider haben — dann ist der Frühling vorbei.“

Ein Uhrenmuseum. In Schramberg, dem Hauptstz der Schwarzwälder Uhrenfabrikation, wo die größte der dortigen Fabriken allein täglich nahezu 5000 Uhren herstellt, ist ein Uhrenmuseum gegründet worden, das in seiner Art einzig dasteht. In diesem Museum sind zunächst zu sehen Sonnenuhren aller Arten, Wasser- und Sanduhren in den grotesksten Formen, Deluhren, bei denen das sich aufzehrende Del eines brennenden Vellichtes an einer Gradintheilung die Zeit angiebt, und andere Uhren unserer heutigen Zeitmesser. Diesen Zeugen vergangener Jahrhunderte schließen sich in imposanter Größe an die ersten Räderuhren, die ausnahmslos

an öffentlichen Gebäuden angebracht waren und bis in's 12. Jahrhundert zurückreichen. Eine andere Abtheilung führt die frühesten Uhren des Schwarzwaldes vor. Besonders reichhaltig ist die Sammlung der Taschenuhren. Unter ihnen befindet sich die älteste Taschenuhr der Welt von Peter Henlein in Nürnberg. Henlein kam zuerst auf den Gedanken, die Gewichte, die bis dahin die Uhren trieben, durch spiralförmige eiserne Federn zu ersetzen, wie er sie ähnlich in seiner Eigenschaft als Schlosser wohl hundertmal an Thüreschlössern verwendet haben mochte. Diese geniale Idee ermöglichte erst die Herstellung von Taschenuhren. Geschaart um die gemüthlich tickende Nürnberger Alte liegen in dem Uhrenmuseum ihre Kinder und Enkel, theilweise in schlichtem Kleide, theilweise geschmückt mit Gold und Edelsteinen. Da sehen wir Uhren in kostbaren Bergkristallgehäusen, in Porzellan- und Eisengehäusen, ferner Uhren, deren Werke gänzlich aus Holz, Elfenbein oder Perlmutter gearbeitet sind; daneben reizende Emailuhren und prächtige Gravirungen. Auch ganz bizarre Formen lenken die Aufmerksamkeit auf sich, wie Uhren in Todentopfform, in Ringform u. s. w., ferner Uhren mit beweglichen Figurengruppen, mit Musikwerken und sogenannte Vegetruben. Für den Archäologen und den Fachmann sind von großem Interesse die vielen Hunderte von Taschenuhrenwerken, von den eisernen der ersten Zeit an bis zu den fein vergoldeten unserer Tage. —

Literarisches.

— Von Wilhelm Meyer-Förster, dem Verfasser des Romans „Alltagsleute“, ist ein Lustspiel in drei Aufzügen, betitelt „Der Vielgeprüfte“, vom Berliner Schauspielhause und vom Wiener Hofburgtheater zur Aufführung angenommen worden. —

Völkerkunde.

— Eigenartig poetische Deutungen geben die Bari in Mittel-Afrika den Erdbeben, die der Kommandant der belgischen Kongotruppen, wie wir der „Voss. Ztg.“ entnehmen, in einem Bericht erwähnt. Erdbeben sind in Nedjas sehr häufig. Bisweilen werden durch sie die Nilwässer zu einer großen Höhe emporgeschleudert. Die Bari erklären sich das so: Am linken Nilufer, 400 Meter von dem kongostaalichen Lager entfernt, befindet sich der Berg Nedjas, der ehelich mit dem auf dem rechten Ufer ihm gegenüber gelegenen Berge verbunden ist. Der erstere Berg ist der Ehemann, und diese Ehe ist nicht ohne Wolken. Ist der Berg Nedjas ärgerlich, so gróllt er und läßt die Erde erzittern, aber viel schlummer ist es, wenn seine Gattin auf dem rechten Ufer zornig ist. Sie heult, brüllt, tobt und zertrümmert alles. Zu der That erweisen die Beobachtungen, daß diejenigen Erdbeben, die ihren Mittelpunkt oder ihren Ausgangspunkt am rechten Ufer haben, weit heftiger sind, als die vom linken Ufer ausgehenden. Nach den Eingeborenen sind die Treulosigkeiten des Ehemannes daran schuld, daß sich seine Gattin so ereifert; um ihren Grimm zu beschwichtigen, opfern die Eingeborenen stets junge Kühe, sobald ein Erdbeben in und bei Nedjas auftritt. —

Medizinisches.

k. Temperaturmessungen am Auge. Wärmemessungen am Auge des Menschen mittels des Thermometers empfiehlt Professor Galezowski in Paris. Die Höhe der Körpertemperatur ist bei den verschiedenen Menschen, wie bekannt, je nach dem Alter und je nach den Bedingungen, unter denen sie gemessen wird, verschieden. Noch größer sind die Unterschiede, wenn man bestimmte Theile des Körpers bezüglich ihrer Temperatur mit einander vergleicht. Die Achselhöhle zeigt bei demselben Menschen eine andere Temperatur als die Mundhöhle, der Rachen eine andere als der Mastdarm. Auch für die Temperatur der rechten und linken Hand haben die Untersuchungen verschiedene Größen ergeben. Mit der Wärmemessung am Auge betritt Professor Galezowski ein bisher ganz unbekanntes Gebiet. Er benutz ein zu dem Zwecke besonders konstruirtes Thermometer, dessen wirbelförmiges Quecksilbergefäß an der Innenfläche ausgehöhlt ist, um sich dem Augapfel genau anzulegen. Was den Nutzen der Thermometrie am Auge anbelangt, so hofft der Pariser Forscher, daß sie bei der Beobachtung der Entwicklung und des Verlaufes einzelner innerer Augenkrankungen große Dienste leisten wird. —

Aus dem Thierleben.

— Man hat in den letzten Jahren mehrfach bemerkt, daß die Hausförsche wegen der jetzt üblichen Bauart ländlicher Gebäude, die ihnen das Nestbauen erschwert, wieder mehr anfangen, auf Bäumen zu nisten. Diese Beobachtung wird bestätigt durch folgende Mittheilung, die ein Leser der „Tägl. Rundsch.“ macht: „Auf einer Weide, etwa 4 Meter hoch, 100 Schritt von einem belebten Spazierwege, nistet auch in diesem Jahre, wie 1897, ein Storchpaar, ohne daß künstliche Vorrichtungen dafür getroffen waren.“ —

t. Schutz für aussterbende Thiere in Amerika. In den Vereinigten Staaten geschieht seit den letzten Jahren ungemein viel für die Sammlung und Pflege von Thieren, die sich in der Gefahr des Aussterbens befinden. Nachdem die in der ganzen wissenschaftlichen Welt rühmlichst bekannte „Smithsonian Institution“ bei Washington einen zoologischen Park für solche Thiere errichtet hat, haben sich derartige Stiftungen vermehrt. So hat ein reicher Ameri-

Taner im westlichen Theile von New-Hampshire 26000 Acres Wald und verlassenes Ackerland aufgekauft und unterhält daselbst nicht weniger als 4000 Thiere, darunter 74 Bisons, 200 Glenthiere, 1500 Mustiere (viele Verwandte der Gelse), 1700 Rothwild verschiedener Arten und 150 wilde Bären. Diese Heerden vermehren sich außerordentlich schnell und leben mit Ausnahme der Bisons, welche eingezogen sind und während des Winters gefüttert werden, in vollkommener Freiheit. Auch die wilden Bären sind davon nach unserer Quelle nicht ausgenommen, jedoch wird nicht gesagt, wie sie sich mit dem in ihrer steten Nähe befindlichen Hochwilde befreundet haben. Ein weiterer ähnlicher National-Thierpark ist in dem Gebiete der Adirondack-Berge im nordöstlichen Theile des Staates New-York eingerichtet worden, in dem Glenthiere, Virginia-Hirsche, Bastard-Hirsche, wilde Kaninchen und Fasanen gehalten werden. Von den Kaninchen glaubte man bisher freilich immer, daß die Amerikaner mehr als genug davon hätten. In derselben Gebirgsgegend ist noch der sogenannte Ne-ha-sa-ne-Park zur Wildschauung eingerichtet. Eine der großartigsten Schöpfungen ist der Thiergarten von Mr. Whitney in den Berkshire-Hügeln bei der Stadt Lenox in Massachusetts, wo besonders Bisons und Antilopen gehalten werden neben einer großen Zahl anderer Thiere. Der Vollständigkeit wegen nennen wir als weitere nationale Thierparks den Tranquillity-Park bei dem Orte Alamuchy im Staate New-Jersey, den Alling-Park bei Tacama, einer der Hauptstädte des nordwestlichen Staates der Union, Washington, das „Nord-lager“ bei der Hauptstadt St. Paul des Staates Minnesota, das „Fur lough-(Urlaubs-)Bager“ in den Catskill-Bergen im Staate New-York. Wenn man dazu nimmt, daß in New-York ein Zoologischer Garten im Bronx-Park eingerichtet wird, dessen äußere Anlage allein 1 1/2 Millionen Mark kostet (bei freiem Boden) und daß sich die bekannte Stadt Pittsburg in Pennsylvania eine ähnliche Anlage für fast 1 Million zu schaffen im Begriffe sieht, in der hauptsächlich amerikanische Thiere untergebracht werden sollen, so wird man von der Pflege der aussterbenden Thiere in Amerika eine achtungsvolle Meinung erhalten. —

Meteorologisches.

— Das Phosphoresziren der Gletscher ist eine Erscheinung des Hochgebirges, die bisher wenig gewürdigt worden ist. „Schnee und Eis, besonders das letztere in großen Stücken“, sagt schon Hermann v. Schlagintweit, der bekannte Alpenforscher, „phosphoresziren zwar schwach, aber doch recht deutlich, wenn sie bei mehreren Grad Kälte starker Besonnung ausgesetzt gewesen sind und dann in ein dunkles Zimmer gebracht werden. Das ausgestrahlte Licht scheint vorwiegend bläulich zu sein. Das Leuchten des Schnees kann mehrere Stunden, ja die ganze Nacht hindurch anhalten.“ Neuerdings hat nun Dr. Maurer in dem Hochthale von Arosa, wie er in der „Meteorologischen Zeitschrift“ mittheilt, die Erscheinung in ihrer vollen Schönheit an dem abfallenden Firnsfeld des Arosen Rothhorn beobachtet. Durch das Dunkel der Nacht schimmerte die Oberfläche des Gletschers in gepulst auf- und abwogendem, geisterhaft weißbläulichem „Glimmlicht“, gerade als ob an der Nordflanke des zackigen Rothhorn eine riesige Streichholzfläche ihr phosphoreszirend mattleuchtendes Licht ausstrahlte. Allmählig erst wurde es schwächer und schwächer, war jedoch noch an anderen Tagen sichtbar. Wesen und Entstehung dieser seltsamen Hochgebirgserscheinung ist noch nicht erklärt; daß elektrisch-atmosphärische Vorgänge wie beim Blitzfeuer dabei in Frage kommen, ist nach den gemachten Beobachtungen wenig wahrscheinlich. —

Technisches.

gr. Erhöhung eines Wasserturmes. Nachdem man wiederholt mit gutem Erfolge Häuser in wagerechter Richtung verschoben hat, ist im letzten Sommer eine Erhöhung des Wasserturmes zu Potsdam zur Ausführung gebracht worden, deren glückliches Gelingen in den Kreisen der Fachleute große Beachtung gefunden hat. Zur Wasserzuführung der dortigen Bahnanlagen diente ein gemeteter Behälter von 100 Kubikmeter Inhalt, der in einem gemauerten Thurm 12 Meter hoch aufgestellt war. Da der Druck an verschiedenen Stellen der Wasserleitung den Anforderungen nicht mehr genügte, beschloß man, den oberen Theil des Thurmes mit dem Behälter um 3 Meter zu heben. Das Mauerwerk hatte einen Durchmesser von 6,50 Meter und eine Wandstärke von 38 Zentimeter; darauf erhob sich, von einem Gesims getragen, ein Rundbau von Eisenschwergewicht und eisernes Dach. Nachdem der Thurm mit einem Mauergerüst versehen und der Behälter entleert war, wurde die Mauer unterhalb des aus Sandstein bestehenden Gesimses an zwölf Stellen durchbrochen, in die Oeffnungen Schraubengewinde mit eisernen Klößen unter dem Fuß und auf den Kopfplatten eingesezt und auf Kommando durch gleichmäßiges Drehen der Winden das Abheben des oberen Theils des Thurmes bewirkt. Die herausgedrehten Spindeln wurden jetzt eine nach der anderen zurückgeschraubt und auf eine Kopfplatte ein stärkerer Holzloz gelegt. Nach abermaligem Herausdrehen der Winden wurden sie durch zwölf andere ersetzt, die auf den höher gelegenen Theilen des Mauerwerkes aufgestellt waren. Die frei werdenden Stüde der Mauer wurden hochgemauert, um dann als Auflage für die Winden zu dienen. Abwechselnd wurde der eine oder der andere Satz Winden gedreht und so der Obertheil des Thurmes über 3 Meter hoch gehoben. Auf die oberste, mit Mörtel

bedeckte Mauerfläche wurde der Obertheil sodann gesenkt, die Winden entfernt und die letzten Oeffnungen vermauert. Nachdem das neu entstandene Stockwerk mit einer massiven Decke versehen und die Rohranschlüsse an dem Wasserbehälter angebracht waren, konnte die Arbeit in jeder Hinsicht als gelungen betrachtet werden, da weder Abweichungen von der senkrechten Stellung, noch seitliche Verschiebungen oder Drehungen zu konstatiren waren. Die Arbeiten waren in 8 Wochen mit einem Kostenaufwand von nur 4000 M. vollbracht worden. —

Humoristisches.

— Ein starker Kaffee: „Aber Fräulein, wie sieht's denn bei Euch aus — da ist Euch wohl ein Zwanzigmärk-Röfchen aufgeplatzt?“ — „Ne, mei' Freindchen! Meine Alte hat heute zur Feier unserer silbernen Hochzeit en' Staats-Kaffee wollen machen, und da is' ihr'n Kaffebohnen in 3 Beremuth aus der Mühle gehuppt — das suchen wir!“ —

— Geistesgegenwart. „Denken Sie sich, neulich sihe ich nachts noch in meinem Arbeitszimmer und schreibe. Jetzt schlägt meine Uhr 12 Uhr, und im selben Moment kommt ein Geist auf mich zu!“ — „Gräßlich! . . . Was thaten Sie da?“ — „Ich sagte sehr höflich: Entschuldigen Sie, meine Uhr geht eine Viertelstunde vor!“ — O Pardon! erwiderte das Gespenst und verschwand.“ — (Flegel, Bl.)

— Was ist Kahlköpfigkeit? Ein Schriftsteller, dessen Haupt eine traurige Aehnlichkeit mit einer Billardkugel aufweist, arbeitet an einem „Handbuch des allgemeinen Wissens“. Beim Buchstaben K. angekommen, stößt er unversehens auf das verhängnißvolle Wort „Kahlköpfigkeit“, ergreift wüthend die Feder und schreibt: „Die Kahlköpfigkeit ist eine Krankheit, die sich vom Ausfallen der Haare herschreibt. Es ist die einzige Krankheit, bei der es keine Rückfälle giebt.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Ein Sachverständiger für Balzangelegenheiten scheint in der „Vossin“ kein Wesen zu sein. Die Auerhahn-Balz findet heute im Forstrevier . . . statt, schreibt die Taute. Wenn nun aber der Hahn heute nicht wild? Wird da der Herr Sachverständige etwas „jalzen“? —

— Bis auf einen Zehntausendstel Pfennig läßt die Baudeputation der Stadt Berlin die Kostenbeiträge ausrechnen, die von den Anrainern bei Herstellung neuer Straßen geleistet werden müssen. —

y. Von der Besatzung des von Ostafrika in Hamburg eingetroffenen Reichs-Postdampfers „General“ wurden durch Sturzseen vier Personen über Bord gespült. Drei ertranken. —

y. Bei einer Segelpartie auf dem kleinen See bei Rakeburg sind zwei Jäger des 9. Jägerbataillons ertrunken. —

— Die Berg-Dievenower Fischer haben in der letzten Zeit einige gute Fänge in Stören gemacht. In der vorletzten Woche hatten sie u. a. einen Fang von 45 Stören im Gesamtgewicht von ca. 70 Zentnern, in der letzten Woche einen solchen von 74 Stören im Gesamtgewicht von 100 Zentnern zu verzeichnen! Der Zentner wurde mit 38—39 M. verkauft. —

— In Pommern zeigen sich dieses Jahr die Kreuzottern wieder massenhaft. Für jedes getödtete Stück werden 25 Pf. gezahlt. —

— Ein gutes Geschäft. Mitglieder der Essener Oper wollten unlängst in Elberfeld zwei Konzerte veranstalten. Am ersten Abend waren im Saale drei Personen anwesend und das waren — Regensenten. Am zweiten Abend waren nur die Kellner da. —

— In Altenkirchen (Westerwald) ist die Papierfabrik Jagenberg u. Söhne niedergebrannt. In dem Unternehmen waren 200 Arbeiter beschäftigt. —

— Mit ihren beiden Kindern in den Rhein gegangen ist in Ludwigshafen die Frau eines Fabrikarbeiters. Grund: Eheliche Zwistigkeiten. —

— Die Bauern von Lendice (Slavonien) hatten einen alten Gemeindefter und dem Gemeindefter neben dem griechisch-orthodoxen Charfamtstag war der Mann, nachdem er der Falten wegen nur etwas Schnaps getrunken hatte, trank auf seinem Stroh liegen geblieben. An diesem Tage hatte man aber vergessen, den Stier und den Eber auf die Weide zu treiben. Der Eber überfiel nun den kranken Mann, zerschnitt ihn und riß ihn die Eingeweide aus dem Bauche, an denen er seinen Hunger stillte. Als der angeletzte Stier das Blut sah, fing er derart zu brüllen an, daß der Bürgermeister des Ortes in den Stall kam und den Eber von seinem Opfer verschonte. Der alte Mann stöhnte noch, war aber in wenigen Minuten eine Leiche. —

— Einen kolossalen Luxus treibt ein amerikanischer Millionär in seinem Schlafgemach. Es kostet fast 4 Millionen Mark, ist 76 Fuß lang und etwa halb so breit. Die Bettstelle allein hat 700 000 M. gekostet. Da in Amerika kein genügend großes Stück Elfenbein zur Verzierung des Kopfendes aufzutreiben war, sandte der Yankee einen Sachverständigen nach Afrika, der das Gewünschte holte. —